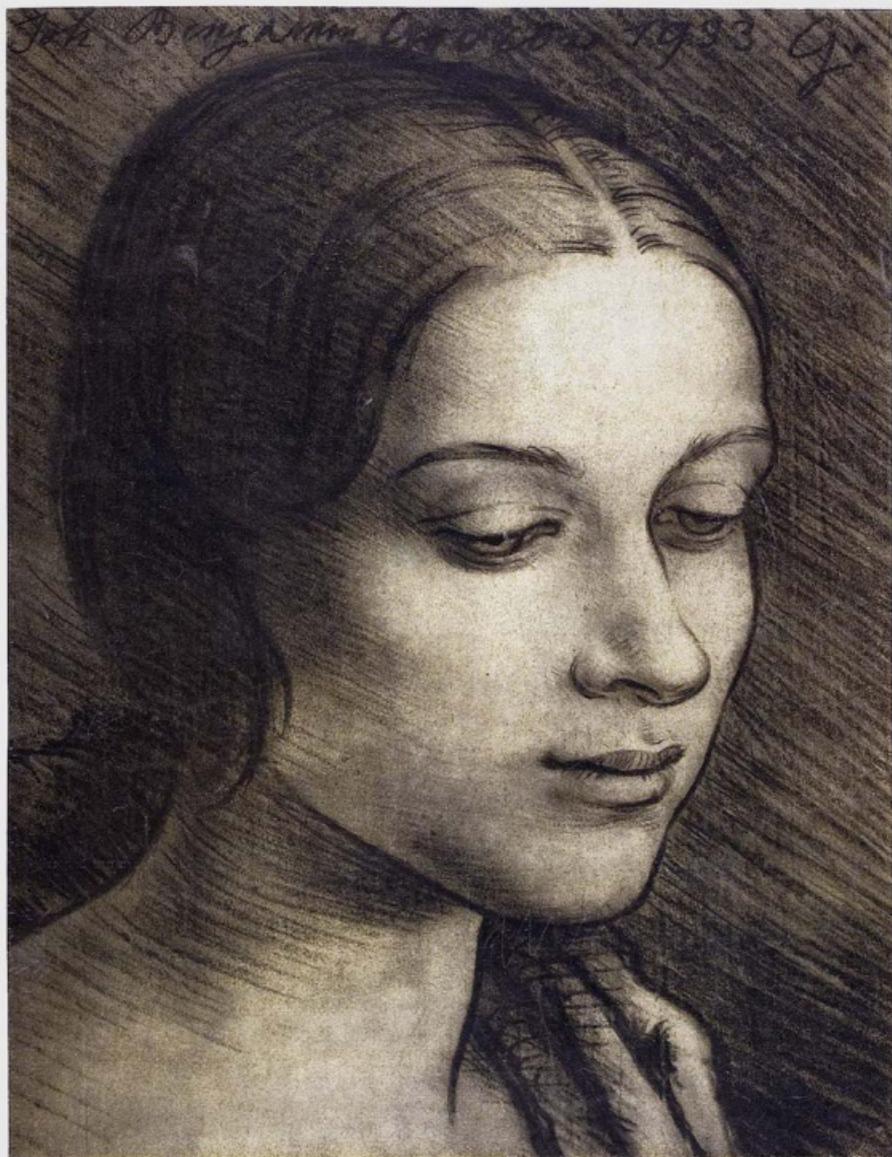


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 14



Gertraud

Benjamin Godron · München



Grünewald

Selbstbildnis

Der Meister

VON ARNOLD WEISS-RÜTHEL

Durch jenes wunderbare Gemälde, das als „Ifenheimer Altar“ berühmt ist, geriet in diesem Jahrhundert, da das köstliche Bildwerk die Bewunderung der ganzen europäischen Kulturwelt erregte, sein angeblicher Schöpfer — der Meister Mathias Grünewald — in den Bereich größter Fernmigkeit und Gottessehnsucht.

Wiewohl ich es mir nicht einfallen lassen will, diese Meinung anzufechten und die tiefe christliche Gesinnung Mathias Grünewalds in Abrede zu stellen, glaube ich doch, um der unantastbaren Wahrheit willen, die aus jedem großen Kunstwerk zu uns spricht, den rein menschlichen Anlaß, sowie die Mittel zur Verwirklichung des schöpferischen Gedankens mit den Sinnen eines lebendigen Menschen ergründen und beurteilen zu dürfen.

Die große metaphysische Idee eines Zeitalters, das wie die Christenheit, die erweisen ist in unzähligen Werken von ergreifender Schönheit

und Macht, läßt sich gewiß am gerechtesten erklären aus dem religiösen Inhalt, der geistigen Sphäre dieser Epoche.

Etablen in ihrer Klarheit und Beklärung durch das Werk steht der katholische Gedanke inmitten eines Jahrhunderts zwischen dem Göttergeist der Antike und dem Fortempyunt der Renaissance.

Aus dem Wunder der Erlösung ringt mit der gebietenden Kraft des Glaubens sich der Trieb zur hundertfältigen Darstellung: die Passion ist der gewaltige, das Höchste — Letzte fordernde Verwurf.

Aus der Majestät des Mittelalters wachsen die Kräfte, die dem Katholizismus zu höchster Ehre gereichen.

Wie trübe wäre es, für die Großart der künstlerischen Schöpfung einen anderen Nährgrund zu suchen, als den fruchtbaren Boden der christlichen Weltlehre.

Hierin sind alle Klugen sich einig, und wie vor den ehrsüchtigen

den Denkmälern der alten Ägypter, den Plastiken der Antike und den Tempeln und Götterbildern der buddhistischen Völker des Ostens, — die alle das metaphysische Wunder höchster Immanenz zum ewigen Bestand irdischen Kulturgutes vereinigt — beglückt in den Schöpfungen der Gotik und die Blüte des christlichen Geistes in Europa.

Von allen Werken jedoch, die aus dieser fruchtbarsten Zeit uns erhalten geblieben sind, überragt das Mathias Grünewalds großer Dreiflügelaltar die Gesamtheit der Schöpfungen aller Nationen.

Vor seinem Leuchten bannet freudig und gläubig die Seele den Sinn zu der Anacht, die keines anderen Wertes Schönheits mehr aus ihrer erlauchten Tiefe zu locken vermag. Mathias Grünewalds Christus, diese letzte und vollendetste Abstraktion des Erlöses in Gott, darin der Wandel, die Lehre, das Verlöschen im Sterben und die Glorie der Auferstehung als der schon körperlos gewordene Gedanke eines Körpers sich strahlend betunden und beweisen — dieser Christus ist gleichwohl ein zeretzter, geschundener, grausam geschänderter Leib, dem die Spuren der Verwesung anhaften.

Ehe man nur diesen Leib, diesen zerrissenen Körper des Gekreuzigten, — Grünewalds Christus würde sich in nichts unterscheiden von dem so völlig hoffnungslosen Hölleins.

Aber dieser verendende Leib ist durchsichtig, wie ein köstlicher Diamant, durchströmt vom Licht himmlischer Keinheit, er ist der Augenblick und die Ewigkeit in einem — der göttliche Mensch und der menschliche Gott.

Man hat gesagt: nur die letzte Verwesung in das Mysterium kam mit einer solchen Kraft zur Darstellung begnadet.

Dem wäre entgegengehalten, daß die malenden Mönche in den Klöstern des Mittelalters, Heilige in Lebensweise und geübt in der strengen geistlichen Jucht, abgesehen von den Ausfertigkeiten der Welt, nie und nirgends auch nur ein Werk hervorgebracht haben, das mit den Schöpfungen der freien Meister und insbesondere mit Mathias Grünewalds Altarbild sich vergleichen ließe.

Sie haben das Licht ihrer seligen Einsicht dem Werk eingefloßt und Kosibarkeiten der gläubigen Demut entzungen — aber jene, das Kunstwerk vermögende Qualismus war ihnen fremd; ihre Liebe zu Gott entwegerte glücklich jedweder Versuchung und Prüfung durch den sinnlichen Reiz des profanen Lebensgefühls. Sie wussten sich eins mit der Welt, in der sie lebten, und die nichts mehr gemeinsam hatte mit der Welt außerhalb ihrer Mauern.

Sie waren Heilige.

Aber der Meister Mathias Grünewald war ein Künstler.

Als Mathias Grünewald mit viel Bedacht und vorbereitender Energie an die Komposition der mittleren Tafel sich heranmachte, wußte er, daß die ganze Stärke seines Gemädes einzig vom Gelingen der Christusfigur abhing. Die zahlreichen und unermüdlich geschaffenen Vorstudien

brachten ihn von Etlich zu Etlich näher an die Vorstellung heran. Aber er sah wohl bald ein, daß die geklärteste Vorstellung nicht über den Mangel des Schaulbaren hinweghelfen konnte.

Schon hatten die Duden und Gesellen die große Tafel fein säuberlich grundiert, aber der Meister zögerte immer noch.

Zeichnung um Zeichnung wurde verworfen.

Mittags saßen alle Beteiligten, vom farbentreibenden Legehungen bis zum tüchtigen, erprobten Gesellen, um des Meisters Tisch und trachteten danach, in nützlichem Rede und Gegengrede, etwas von ihres Lehrgesellen gültiger Meinung zu erbischen.

Die tranken Wein und ließen sich wohl schmecken; auch waren sie guter Dinge, denn das Leben bot viel des Schönen und Großen.

Mathias Grünewald näherte indes einen Gedanken, der ihm tauglich erschien, wiewohl er noch nicht wußte, wie er ihn verwirklichen sollte.

Datum nahm er eines Tages seinen Mitgesellen ins Gespräch und verließ die beiden die Stadt, um an des Freimanns Lüre zu pochen.

Nachts ist ständhaft, was dem Höchsten zur Ehre gereicht.

Der Künstler ist ein Kriegsmann, dem Wagemut wohl ansteht; an den Vorurteilen der Unwelt nimmt er keinen Teil.

Aber man betrieb die unersäßlichen Vorbereitungen mit viel Vorsicht, da man die öffentliche Meinung nicht herausfordern wollte.

Eines Nachts beförderten sie eine Leiche in des Meisters Werkstatt. Dort hatte der Geselle aus rohen Balken ein Kreuz zusammengezimmert.

Sie nagelten den Loten an das Holz.

Peitschten seinen Leib mit Dornen und preßten ihm die Stachelkorne in das Haupt.

„Wie häßlich . . .!“ sagte der Geselle.

Aber der Meister entgegnete: „Es gibt nichts Häßlicheres!“

Augenblicklich griff er zu seinem Handwerkszeug, zeichnete, zeichnete und zeichnete.

Noch in der Nacht saß er beim Schein der Laterne vor dem Objekt und arbeitete mit eiserner Hand.

Da war er ein Prophet, der Heilige schrieb.

Was sein Stift in das Papier grub — galt.

Er brauchte den Leib.

Die Lastade.

Er brauchte das Leben.

Und da er es niederschrieb in klarer, männlicher Ruhe und Entschlossenheit, meisterte seine Hand die erlauchte Besinnung des Geistes.

Das Werk bedarf des Menschen, des ganzen, fertigen Menschen.

Er hätte in diesem gewaltigen Augenblick sagen können: die Kunst — bin ich.

Denn er war es!

Als die Zeichnung fertig, das Objekt bereinigt war und wieder ein Tag anwachte, offenbarte sich Gott im Künstler.

Mathias Grünewald übertrug des Geschaute mit kalter Inbrunst auf die Tafel und schuf einen Christus, der das Ende ist und der Anfang.



Einzug in Jerusalem

J. Hahn



Mariae Geburt

Albrecht Altdorfer (1480—1538)

WACHSTUM

Es wächst ein Baum in Ringen
und seine Krone zweigt
bis von gereiften Dingen
bis sie schwer sich überneigt.

So wächst der Mensch im Blute,
und seine Seele liebt,
bis aus dem Geist das Gute
sich reif und selig gibt.

Georg Schwarz



Straße in Italien

Fritz Herpfer-München

HANS FRIEDRICH BLUNCK:

SCHWEIGENDE BEGEGNUNG

Sie saßen im Zuge einander gegenüber, schon eine Stunde lang, hatten beide den Wunsch, ein bößliches Wort zu sagen oder auch nur in dieser ewigen Wiederholung der vorübergehenden Landschaft sich mitzuteilen, eigene Worte zu hören.

Im Fluß, der neben der Bahnstrecke hochgeschwollen vom Regen vorüberzog, schwamm plötzlich deutlich erkennbar und nahe am Ufer ein bunter Kinderball. Die Frau dachte lächelnd an ihre Heini, hörte kleine Stimmen, die nach ihr riefen, und hätte gewünscht, davon zu erzählen. Der Mann stellte sich vor, wie rasch der Ball mit dem Fluß talab triebe, berechnete, wie weit er fahren könnte, bei welchen Häfen er vorbei käme und welche Gefahren, Sande und Dickichte am Weg ihn auffangen könnten, ehe er das Meer erreichte.

Eine Stadt nahte. Der Zug hielt in der schonungsgrauen Bahnhofshalle. In der halben Dämmerung des Himmels, der den Tag regnerisch überhinz, streckten sich die Schienen schwarzblank und düster unter den Gewölbten entlang. Die Blitze der Reisenden folgten den Strömungen; sie sahen, durch das Fenster schauend, beide zugleich eine blau-schwarze Taube, die sich unter die Halle gewagt hatte und rufend und pickend, mitunter unruhig aufschauend, nach Brotkrumen zwischen den leeren Geleisen suchte.

Der Mann und die Frau lächelten; jeder von ihnen sah, daß auch der andere hinübersehnte; so nickten sie einander zu und fühlten sich im Blick verbunden. Der Mann mußte dabei an den Wald denken, der jenseits seines Hauses lag, jeden Morgen hörte er das Ruckeln der Hochtauben Dröhen in den Büschen.

Er versuchte, ein Wort davon hinzunehmen, aber es gelang nicht, er empfand, die Frau dachte schon wieder ferner.

Die hatte ihre Kinder noch im Sinn gehabt, die auf sie warteten; da war dies Tier wie aus einem Bad mitten in ihre Gedanken gekommen. Und weil die Taube ein Symbol der Religion war, die ihr Leben beherrschte, sank ihr Blick, von ihren Kindern abschwärmend, nach innen. Sie fand nicht Wald, nicht Jagd, nicht Strom, nicht Meer, sie sah ein altes Gemälde, auf dem sie selbst als kleines Mädchen dargestellt war. Von einem frommen Male war darüber schwebend eine Taube gezeichnet, die sich auf einen Zweig niederließ. „Hat er recht getan?“ dachte sie, prüfte kopfschüttelnd ihr Leben nach und seufzte lächelnd.

Und dann kam wieder Frühlingsland, das der Zug jagend durchfuhr. Die Sonne brach durch; das helle Grün der Birken, die bräunlichen Spitzen des kniependen Ahorns färbten die Höhen; dunkel lagen die Föhren dazwischen. Die Frau dachte, daß es ein Land gleich diesem gewesen war, durch das sie einst auf ihrer Brautreise gefahren war. Frühling war ihr nie anders als Erfüllung langem Wartens, als fehlende Mütterlichkeit erschienen. Der Mann ihr gegenüber war auch beschwingt von der Landschaft. Der Himmel zerkelte sich, er hob den Kopf und hätte von einer großen Reise über See, von fremden Völkern erzählen mögen. Aber es gelang ihm nicht; der Blick der Frau lag lächelnd, traumvoll auf einem Haus mit spielenden Kindern. Er wagte nicht, sie zu stören.

„Herzlich ist der Tag“, dachte sie, und sah die spritzenden Blumen, Wiesenschamkraut und Löwenzahn, in den schwimmenden Mulden des Lales. „Schön endet der Tag“, dachte der Mann, und blickte zu einem Flieger empor, der unsichtbar unter den wehenden Wolken den Himmel zog.

DIE RETTUNG

Sie hieß Erna Hellwig und war die Frau eines Bergarbeiters. Sie führten ein Leben, das glücklich zu nennen war, weil es sich am Rade der Gewohnheiten, die sie mit Liebe und Teilnahme erfüllten. Im dritten Jahr ihrer Ehe wurden den beiden ein Mädchen geboren, das sie Margit nannten. Eine Tochter — das hieß zunächst, daß die Familie um einen Kopf gewachsen war und das bedeutete, daß der Daseinskampf härter wurde. Aber es war zugleich ein Reichtum, der mit Worten nicht zu beschreiben ist. Es war die Erfüllung ihrer Gemeinschaft. Allmählich kam ihr zu Bewußtsein, daß der Mann, der in der Grube arbeitete, und den sie kann sah, wenn er frühmorgens, wo noch die Schatten der Nacht in

den unausgeschlafenen Vorstadtstraßen lagen, zur Schicht fuhr, eine weiße Kugel in ihrem Dasein spielte. Das Leben am Wirttag war Sorge und Arbeit. Darüber stand, beinahe ein wenig unabsichtlich der Sonntag, mit Schlaf, frischer Wäsche, einem ordentlich zubereitetem Essen, einem Gespräch, das ein wenig über die Alltäglichkeit flatterte — Musik — und dem abendlichen Gang vor die kleine Stadt. Die Laternen funkelten — ganz von ferne roch man den Wald, stumm und friedlich ruhten die Schächte...

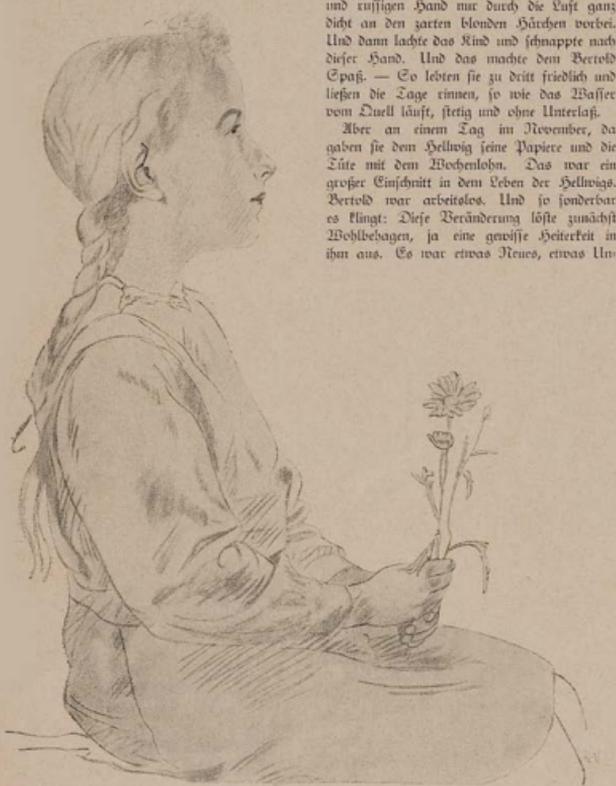
Dann kam das Kind und schrie und weinte und wusch. Es war ein kleines Wesen, mit Streckadelangen und einem winzigen Mund, der schrakste und Laute von sich gab, wie bei kleinen Tieren. Der Bertold hatte sich an dieses kleine Wesen mit der Zeit gewöhnt, er sah sich's naddelnd an und oft, wenn er streichen wollte, fuhr er mit seiner schmierigen und ruffigen Hand nur durch die Luft ganz dicht an den zarten blonden Härchen vorbei. Und dann lachte das Kind und schnappte nach dieser Hand. Und das machte dem Bertold Spaß. — So lebten sie zu dreit friedlich und ließen die Tage eimen, so wie das Wasser vom Quell läuft, stetig und ohne Unterlaß.

Aber an einem Tag im November, da gaben sie dem Hellwig seine Papiere und die Lüte mit dem Wochenlohn. Das war ein großer Einschnitt in dem Leben der Hellwigs. Bertold war arbeitslos. Und so fonderbar es klingt: Diese Veränderung löste zunächst Wohlbedagen, ja eine gewisse Heiterkeit in ihn aus. Es war etwas Neues, etwas Un-

gewohntes. Das Ungewohnte bestand darin, daß er nun nicht mehr in der Dunkelheit aufzustehen brauchte, zur Schicht fuhr, abends müde und bedrückt nach Hause kam, sich hastig und gleichgültig wusch, das Essen betrachtete, um dann wie ein Klotz auf Bett zu fallen und zu schlafen. Das Erbauensvermögen, das Nichtstun war ein fremder Genuß und der machte ihn zufrieden. Die Tage und Wochen vergingen. Die Erna Hellwig tat wie immer ihre Lagewerk. Schmäler war jetzt der tägliche Tisch, denn die Pfennige mußten zusammengehalten werden. Die Frau murrte nicht über das Unglück, das gehöret für sie zum Schicksal... sicher würde der Augenblick kommen, da man die Rückkehr in das Frühere erleben und erst richtig als Glück empfinden würde. Sie hatte jetzt den Bertold zu Hause und sah das als Gewinn. Er kümmerete sich um das Kind und das verringerte ihren Pflichtenkreis. So fühlte sie sich manchmal glücklicher als früher. Oft ging sie mit Bertold durch die Straßen der Stadt. Dann blieben sie vor den Läden stehen und schmierten Pläne. Sobald er wieder in Arbeit war, würden sie sich dieses und jenes anschaffen: Fürs Kind ein Kleidchen und ein Tischchen. Und außerdem ein Bilderbuch wünschte Margit. Und er sollte sich einen Anzug kaufen. Sie wünschte sich Geranien ans Fenster. Sie waren jung und voll Hoffnung...

An einem Tage jings andres an. Da wurden die Worte zwischen ihnen seltener und die Spaziergänge hörten auf. Der Winter war da und kostete Geld und das Geld war knapp. Die Gleichförmigkeit der Tage lähmte die Nerven. Man muß sich etwas tun, dachte Bertold. Am nächsten Zahlungstag er in die Kneipe. Er trank ein paar Glas Bier und fühlte sich wehler. Da saßen die Kumpels und spielten Karten. Der Bertold sah ihnen zu. Sie spielten um Pfennige, aber sie taten so aufgeregt, als ginge es um das Zehnfache. In der Nacht schlief der Bertold schlecht. Aber am nächsten Morgen war er munter und aufgeräumt. Er freute sich auf den Abend. Auf die Kneipe, auf das Bier und auf die Karten. Er begann nach einigem Hören zu spielen. Er hatte Glück. Anfänger haben immer Glück. Drei Mark hatte er gewonnen — Donnerwetter! Das waren 21 Mark in der Woche und dazu die Unterfügung. Da ließ sich leben. Die Erna brauchte nichts davon zu wissen.

Hellwig gewöhnte sich schnell an dieses neue Leben. So schnell, daß ihm seine Wandlung gar nicht zu Bewußtsein kam. Kleidchen, Bilderbuch, Kaffeetopf, Geranien ans Fenster — Herrgott — er war doch ein Mann! Wie ein Weibsbild hatte er sich in den vergangenen Wochen aufgeföhrt. Das Kind geschaukelt und geföhrt. Dazu war doch die Erna da. Man mußte sich umtum — gebrauchte Tauben fliegen einem nicht gratis in den Mund.



Margit

A. Vollmar



Niederbayerische Landschaft

Franz Doll

Landschaft

Eine Landschaft ist ein frommer Glaube,
Eine Hymne oder ein Gebet —
Schweigsam und entgöttert, wenn der taube
Mensch vor ihrer Offenbarung steht.

Erst wenn er die reinsten seiner Stunden
Willig atmen hört in ihrem Schoß,
Fühlt er sich gesegnet und verbunden,
Denn er hat den Liebesweg gefunden.
Zu der Schöpfung schlechtem Brudertos.

Maria von Ribbentrop

Es ging allmählich bergab mit Hellwig. Die Erna hatte es gemerkt. Sie schweig. Sie hatte sich damit abgefunden, als er arbeitslos war, so fand sie sich auch mit dieser Tatsache ab. Sie lebte für ihr Kind. Mit dem Bertold hatte sie sich auseinandergeliebt und es wäre vielleicht zum Schlimmsten gekommen, wenn nicht ein außerordentliches Ereignis die Wendung bewirkt hätte.

An einem linden Märztag stand die Erna Hellwig mit ihrem Kind vor der Haustür, als die Nachbarin sie anredete. Auf der Zehne „Friedrich Karl“ hätten sie neue Leute eingestellt, warum denn der Bertold sich nicht melde. Die Erna nickte dankbar. Dann saß sie in ihrer Küche und dachte nach. Und plötzlich schloß ihr alles Blut zu Kopf. Daß sie daran bis jetzt nicht gedacht hatte? Sie schloß die Kommode auf — richtig, da lagen Bertolds Papiere. Sie nahm sie und tat sie in ihre schwarze Ledertasche. Sie holte sie auch, nahm das Kind und machte sich auf den Weg nach D. zur Zehne „Friedrich Karl“. Der Weg dauerte eine knappe Stunde. Er führte erst durch rustige Vorstadtgassen — plötzlich kam man ins Freie. Auf der einen Seite lagen fränk und verträumt die Felder — auf der anderen zog sich der Bahnstrang hin. Erna schritt ruhig aus. Ein blauer Himmel schwannte über der Landschaft, Krähen schwebten sich in die Luft und schossen blitzschnell herab um sich in jähen Schwingung zu erheben... Jetzt stand Erna vor der Bahn-

überführung. Drüben lag die Zehne „Friedrich Karl“. Einns Herz häupte vor Aufregung.

Als sie eine halbe Stunde später das Zehnengebäude verließ, kam sie sich vor wie im Traum. War denn das wirklich wahr. Der Bertold sollte morgen um elf kommen und sich vorstellen. Seine Papiere hatten sie gleich dabegehalten. Und am Montag dürfte er anfangen. Die Erna war so glücklich, daß sie singen mußte. Sie sang: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen“. Obwohl es nicht recht paßte. Oder doch. Die Heimat: Das war die Zehne „Friedrich Karl“. — Erna lief wie eine Blinde übers Feld. Sie stand vor der Bahnüberführung und sah wie sich der Arm der Schranke in der blanken Luft langsam senkte. Mit einem Sprung war sie unten durch und stand auf den Schienen. Ihr Fuß glitt über den schwarzglänzenden Kies. Mit einem Male stoffte sie. Sie war mit ihrem Absatz in der Schiene stecken geblieben. Der Fuß war gefangen. Sie bückte sich und versuchte ihren Fuß aus der Umklammerung zu befreien. Aber der Absatz saß wie festgewachsen. Sie hörte das Brausen und Klauschen des herannahenden Zuges. In Sekunden war es entschieden. Das Kind in ihrem Arm schrie. Das Kind muß ich retten, dachte sie blüßhinnlich. Sie legte sich flach auf den Leib und schob den kleinen Körper so weit sie konnte von sich. Dann richtete sie sich auf. Die Schiene hielt ihren Fuß bis zur Ferse umklammert. Sie ruckte. Alles Blut stürzte ihr zu Herzen. Ihre Hände wurden leblos und

wächsern. Im Mund fühlte sie dicken Sand. Schreien können — schreien — dachte sie trampfhaft. Aber die Lippen öffneten sich lautlos. Undeutlich vernahm sie ein Brausen — etwas Schwarzes — Ungeheures nahe sich mit unwiderstehlicher Gewalt... Sie sah nichts mehr... sie sank in Ohnmacht hin.

— — „Nein, Herr Hellwig, das tut mir außerordentlich leid — zu Ihrer Frau dürfen Sie jetzt auf keinen Fall“, sagte die Schwester freundlich, aber mit einer Stimme, die jeden Widerstand ausschloß. Aber als der Mann bewegungslos verhartete: „Es ist schwer, Herr Hellwig — Schädelbruch — aber wie werden sie durchbringen — nur die Hoffnung nicht verlieren... und hier“ — die Schwester zog einen Zettel hervor, „Ihre Frau hat das gesagt, als sie aus der Ohnmacht erwacht war.“ — Hellwig nahm den Zettel und steckte ihn ein. „Kommen Sie morgen — ganz früh — dann dürfen Sie ihre Frau sehen“, sagte die Schwester und gab ihm die Hand.

Hellwig nickte. Er ging stumm durch die weiten Gänge des Krankenhauses. Weiß und ruhig war hier alles. Er stand vor dem Portal, die Sonne blendete. Plötzlich schielte er zusammen und griff in die Tasche. Er zog den Zettel hervor und las ihn. Er las ihn ein zweites Mal. „Morgen Zehne Friedrich Karl“ — Papiere dort.“

Noch einmal las er diese sechs Worte. Plötzlich liefen ihm die Tränen über die Wangen, ohne daß er sich dagegen wehren konnte.

DER SPIELER

VON KARL KURT WOLTER

Jetzt hatten sie sich wiedertrefften. Nach zwanzig Jahren.

Es war am Abend nach einem schönen Tag gewesen. So schön, wie ihn der Juni in anderen Jahren nicht nach Carouen zu bringen pflegt. Louis Morand hatte noch keine Lust zum Erbschließen und war daher — ein wenig gelangweilt — in den Wiesengärten hinter dem Gasthof getreten. Das dunkle Dach der Kastanienbäume ließ seinen Schimmer von den Eternen in den Garten dringen, in dem viel leere Tische standen. Einige Dorfbesitzer saßen stumm vor ihrem Rotwein; irgendwo, weiter im Hintergrund, lärnte eine Gruppe beim Kartenspiel.

Louis Morand setzte sich seitwärts an einen der Tische und bestellte einen Schoppen Roten. Der Wirt brachte ihn selbst und wünschte, daß er „dem Herrn Ingenieur gut bekommen möge“. Dann war Morand wieder allein, ganz seinen Gedanken überlassen. Heute also war keine Arbeit hier beendet. Eine Privatgesellschaft hatte ihn mit den Vereinnamungen für ihre geplante Eisenbahnstraße beauftragt. Die Gegend erschien ihm eigentlich nicht besonders geeignet. Man sollte die Bahn besser an der anderen Talseite vorbeiführen. Morand würde er's den Herren in Paris vorschlagen. Wann fuhr doch sein Zug?

Morand tief den Wirt. Aber der wußte es nicht genau, weil er so selten in die Stadt hinunterkam. Obwoh! könnte es Doktor Barcain ausgeben; der säße gerade dort beim Kartenspiel: „Here Doktor Barcain! Sie verzeihen...“ —

Barcain? Morand suchte bei dem Namen. Doktor Barcain... so hieß doch Jean-Baptiste in Paris — ach, es war lange her. Morand stand erregt auf und ging an den Spieltisch, um den Angeredeten zu betrachten. Kein Zweifel, es war Jean-Baptiste Barcain; etwas gealterte Gesichtszüge, nun ja, man hatte sich seit seiner Studienzzeit nicht mehr gesehen.

Da erkannte auch Barcain den Ingenieur. „Du hier, Morand? Mon dieu, das nennt man Zufall!“

„Eine dienstliche Arbeit. Du mußt erzählen...“

Der Doktor rechnete erst noch mit seinen Partnern ab, ehe er an Morands Tisch hinüberkam.

Da saßen nun die beiden unter den hohen Kastanien und redeten von ihrem Leben. Es war „nicht viel los im Det, du wußt, wie so eine Landprovinz ist; man spielt seinen Tarock, aber keine besonderen Einfälle, die Leute wagen ja nie...“

Und langsam drangen sie in die Vergangenheit zurück. Sie sprachen von gemeinsam erlebten Bekannten einer Pariser Studienzzeit und trauten dazu von dem Rotwein. „Kamst dich an den und den erinnern?“, wie man halbrote Vertrautheiten wieder auszugeben beginnt. Meist gleichgültige Leute. Und Jean-Baptiste qualmte aus seiner Pfeife. Aber dann fragte Morand plötzlich: „Weißt du noch — die blonde Germaine?“

Natürlich wußte Barcain. Er mußte es wissen; alles mußte er wissen. Wie war das damals... Morand hatte sie zuerst kennen gelernt, diese Schauspielerin — dafür hielt sie sich, obwohl sie nur Charakterrollen bekam.

Es waren auch nicht gerade die erhabensten Erinnerungen, die sie an die Frau knüpfte. Man hatte damals übel gelumpet. Nüchtern gelassen und gespielt; ihre Orlage dauerten gewöhnlich bis in die Frühe des folgenden Tages.

Der Medizinstudierende Jean-Baptiste Barcain war, von Morand eingeführt, ursprünglich nur des Spieles wegen gekommen, denn er gab sich gern als Spieler, als ein Spieler, der alles wagte. Germaine, die verheiratete Frau der Großstadt, hatte logisch Gefallen an dem robusten Landbesitzer gefunden und hatte, da Barcain ihre Liebe nur wenig zu erwidern schien, sich bald fertig in ihn verliebt. Morand sah die Leidenschaft mit erschütterten Augen. Es mußte zu einer Ehescheidung kommen. Er sprach mit Barcain. Barcain schlug vor, im Spiel um die Geliebte zu setzen. Enttäuscht hatte Morand abgelehnt und Germaine selbst die Wahl der Entscheidung überlassen: Louis oder Jean-Baptiste. Beide betruerten, sie gleich stark zu lieben (obwohl Jean-Baptiste die Frau kurze Zeit darnach verlassen hat), und Germaine hatte sich für Jean-Baptiste entschieden. Der verheiratete Morand trennte sich bald von den beiden. Von fern aber hatte er Germaines weiteres Schicksal verfolgt. —

Jetzt also hatten sich die einstigen Rivalen wieder getroffen; erstmals seit jener Trennung. Und sie redeten von Germaine. Sie sprachen fast so, wie Oreste von ihrer Jugend erzählte; halb wehmützig, halb belustigt, und doch froh, daß alles überstanden.

„Weißt du, daß Germaine recht unglücklich war, als du sie damals sitzen ließe?“

Der Arzt beunruhigte etwas und stülpte an seiner Pfeife, die keinen Zug geben wollte.

Morand ließ nicht nach: „Sie hat sich in ihrer Verzweiflung allen möglichen Arten an den Hals geworfen. Und dann geschah jener Mord...“

„Welcher Mord?“ Barcain schien nichts zu wissen.

„Sie hat doch diesen Rechtsanwalt erschossen, aus irgendeiner Eifersucht. Und wurde deshalb nach Guayana verurteilt, wo sie jugendlich ging...“

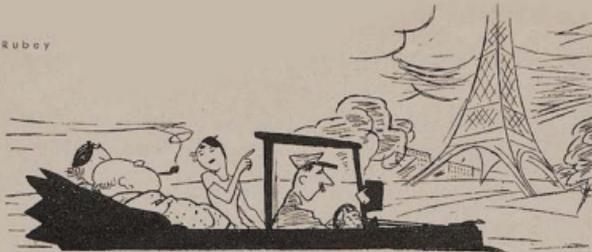
Jean-Baptiste hatte nichts von alledem erfahren. Morand berichtete ihm die Einzelheiten. Etwa von der Nachricht blühte Barcain in die stille Nacht. Die Blütenkerzen der Kastanien fielen zu Boden und erfüllten die Luft mit ihrem Geruch. Barcain saß geträumt, als sei er unter der Masse des Gehörten bedrückt. Vielleicht überkam ihn auch ein Gefühl von Schuldbeußensein. Erst nach einer Weile sagte er gedankenvoll:

„Ja, das waren Zeiten damals, wenn man so zurückdenkt. Einmal, bei einem Spiel waren nicht weniger als zweihundertschzig Francs in der Kasse...“



Variété

O. Nückel



MR. UND MRS. HADDOCK IN PARIS

VON DONALD OGDEN STEWART

„Sie winkten ein Taxi heran.“

„Sag ihm, Mildred“, sprach Mr. Haddock, „er soll uns in Paris herumführen.“

„Sie stiegen ein und das Auto setzte sich in Bewegung. Im Nu waren sie an der Seine. Der Chauffeur fuhr den Dami entlang.“

„Da drüben ist wieder der Louvre“, erklärte das neunzehnjährige Mädchen. „Da auf dem rechten Ufer.“

„Und hier ist das Abgeordnetenhaus“, kündigte sie an. „Du schaust ja gar nicht!“

„Aber ich schaue ja“, sagte der Vater. „Und da vor uns ist der Eiffelturm. Herrgott, ist der hoch, was?“

„Neunhundertvierundachtzig Fuß“, sagte die kleine Mildred. „Das Weichwerthgebäude ist siebenhundertfünfzig Fuß hoch.“

„Nun, dann weite ich, daß er bestimmt nicht soviel gekostet hat.“

„Was er gekostet hat, weiß ich nicht“, sagte Mildred. „Aber jedenfalls enthält er zwei Millionen eiserne Niete.“

„Zwei Millionen fünfshundert tausend und drei“, kerzengierte der Vater. „Mrs. Jenkins hat sie gezählt.“

Der Eiffelturm wurde größer und größer. Als sie sich denselben gegenüber befanden, brach der Chauffeur plötzlich das Auto zum Stehen und sagte etwas auf französisch.

„Er sagt“, übersezte Mildred, „daß das der Eiffelturm ist.“

„Postausend!“ rief Mr. Haddock, vor lauter Erstaunen die Hände in die Luft streckend. „Der Eiffelturm. Sieh mir, sieh!“

Der Chauffeur murmelte etwas, zuckte die Achseln und fuhr weiter. Jetzt ging es durch ein paar verhältnismäßig ruhige Straßen. Plötzlich gewahrten sie einen schönen, großen Bogen vor sich.

„Sag nichts“, ließ sich Mr. Haddock hören. „Ich weiß, was das ist.“

„Sie ließen das Taxi halten, stiegen aus und schritten langsam hindurch. Mr. Haddock nahm den Hut ab und sie gesellten sich zu der kleinen Gruppe, die stillschweigend die Flamme beobachtete, welche über dem Grab des Unbetamten Soldaten brannte. Einer der Amerikaner sagte:

„Das ist eine Gasflamme, unten ist ein Rohr gelegt.“

„Wenn die verlöscht“, meinte eine der Frauen, „kann das recht gefährlich werden.“

„Ich möchte gern wissen, wer das Gas bezahlt“, sagte ein anderer. „Im Jahr muß es ein ganz hübsches Einkommen ausmachen.“

Mr. Haddock nahm seine Tochter an der Hand und sie kehrten schweigend zum Auto zurück.

„Nun“, sagte Mildred, auf den Straßenplan blickend, „jetzt fahren wir durch die Champs-Élysées auf den Place de la Concorde. Und dann —“

„Und dann“, sprach Mr. Haddock, „dann wird sich dein Vater vermutlich ein Gläschen zu Gemüte führen.“

Während sie mit großer Geschwindigkeit die Champs-Élysées entlang fuhr, standen Mr. Haddock und Mildred auf und blickten aus den Triumphbogen zurück. Dann wendeten sie sich um: in einiger Entfernung erhob sich ein zweiter Bogen.

„Der Kerl, der diese Straße gebaut hat“, sagte Mr. Haddock, „hat gewußt, was er tat.“

Schneller und immer schneller fuhr sie und dann mündete die Avenue plötzlich in den größten Platz, den Mr. Haddock je gesehen.

„Die Place de la Concorde“, meldete Mildred.

Das Auto fuhr rund um den Platz, wobei es zwei Springbrunnen umkreiste. Mildred wies über den Fluß.

„Da drüben“, sagte sie, „ist wieder das Abgeordnetenhaus. Und da“, sie zeigte in die Richtung, in der sie fuhr, „steht die Madeleine.“

Mr. Haddock maß den Platz nach allen Seiten. „Ein riesiger Platz, was?“ sagte er, „und eigentlich ganz unruhig.“

„Marie Antoinette ist hier hingetrichtert worden“, erklärte Mildred.

„Ich habe nie einsehen können, warum“, sagte Mr. Haddock.

„Das will ich dir ein anderes Mal erklären“, versprach die Kleine.

„Und da“, fuhr sie fort, „ist ein Obelisk.“

„Wahohohoh!“ sagte Mr. Haddock. „Ich habe nie immer schon gewünscht, einen Obelisk zu sehen.“

„Sie verließen den Platz, gelangten in eine breite Straße und näherten sich der Madeleine. Dann schwenkten sie nach rechts und kamen auf einen besonders verkehrsreichen Boulevard, wo sie nach einer Minute von einem Verkehrsstopplisten — es war der erste, den Mr. Haddock seit Wochen gesehen — aufgehalten wurden.“

„Eihs doch!“ sagte Mildred. „Da hier ist die Pyre.“

„Etimm“, sprach Mr. Haddock, „und da ist ein Café.“

Sie entlehnten den Chauffeur, stiegen aus und gingen über den Boulevard gerade auf ein großes Café zu, vor welchem viele Leute an Tischen saßen.

„Das Café de la Vair“, sagte Mr. Haddock, die Zinschrift auf der Markise lesend. „Versuchen wir's einmal hier.“

Und sie setzten sich nieder. Nach ein paar Minuten erhob sich ein Kellner und nach weiteren paar Minuten hob Mr. Haddock ein großes Glas schäumenden Bieres an die Lippen.

(Übertreten von Jimmy W. e. f.)



Der Lenz ist da!

Es ist selbstverständlich, daß die sorgsame Hausfrau an jedem Tage des Jahres ihre Wohnung gründlich säubert, daß sie es am Samstag noch gründlicher tut, und an einem Tage des Monats ganztägig gründlich. Trotzdem wäre es wohl möglich, daß sich an der hinteren Fläche des linken Beines des Nachtkästchens ein Stäubchen angeheftet hat, oder daß eine Stubenfliege unter dem Henkel der grünen Kasse eine Ablagerungs-Spur hinterließ, die bislang unentdeckt geblieben war. Diese letzten Fleckchen auf dem Ehrenschilde der Hausfrau zu tilgen, ist der alljährlich im Frühling stattfindenden Generalstöberung vorbehalten. Hier wird so gründliche Arbeit geleistet, daß selbst mikroskopische Untersuchungen bis in die tiefsten Ecken der Gemäße von Sofa und Matratze hinein keinen Rückstand eines Fremdkörpers mehr ergeben. Erst dann führt sich die gewissenhafte Hausfrau entlastet. Weniger Befriedigung über die Generalstöberung zeigt sich hingegen zumeist beim Gemahl. Denn die Männer sind von Natur aus schlampig. — — —

„Mu aß denn dös sei“, Frauertl, daß alles auf'n Kopf g'stellt werd? Dös is do wahrhaftig hoa G'müatlichkeit nimmer, bal zwoa Tag lang 's Nachtkästl mit die Füaß nach ob'n steh, und 's Koffschambel an a'm Haken an der Wand hängt!“

„Wals dir herin net g'müatli gnuas is, muachst hi halt an dei'm Hofenträger zum Fenster 'naushänga!“

„Wär fast no besser, als zwischen offane Fenster und Tür'n im Zuaß g'steln. Bistt mi nit, wann in der Matratzen hoa Staub mehr drinna is, und hi ziaht nacha mei' Zschias z'samm wia an' Stofelzieher. Viaber tat' i mi in Spinnaweb'n ei'wickeln, als daß i mit der Zschias auf a staubfreien Matratzen lieg.“

„Jawoi, aber wo die Bazillna, wo in der Matratzen drinna han, redst nit! Runnt leicht sei, daß i grad a Diphtherie-Bazill'n aufhicklopf hab. Da sllagt's vielleicht grad davo.“

„Freili, und mir peig'rad in Hals ein! I sag, wia's is: Dös Stöbern is unhygienisch! Da werd der Dreck nur no mehr aufwaurt. — Eixt as, jeh' muach i scho huastn! Werd a Angina-Bazill vom Etascherl abig'raast sei.“

Darum? Weißt eham sei' Ruah net laßt!“

„Laß mi aus mit dei'm Krampf! Di kenn' i scho. Dir war's ja a wurscht, wann dir die Spinna vom Pfafend runter Eier auf'n Kopf leg'n. So schlampat san dö Mannsbilder. Viaber wankomma im Dreck, als wia daß g'stöbert werd. — Geh, jeh' di a weng weg, jeh' werd der Zuaßboden mit Soda aufw'aschen.“

„Hofft scho recht g'habt, i werd mi halt zum Fenster 'naushänga müassen, damits d' Platz hast zum Stöbern. Da zahlst bei' Miete für a Wohnzimmer, an' Salon und a Schlafzimmer, und hoa

ausmist“, nur so a Mann woach' net. Scham di!“

„Du, jeh' werst beleidigen! Und jeh' woach i aa, was i z' tuan hab. I bi koo Hendl, und auf a Stangerl jeh' i mi aa net, aber zum Starkbier jeh' i mi hi, solang, bis z' Haus a Ruah is und a Ordnung. Die Angina-Bazill'n, was d' aufw'auert, haft, tu i mir aufhickmoach'n mit Salwata, und Ab'nds werd schaffkopft bis morg'n früh, und nacha geht's zum „Donis!“ zua die Weihwürsch, und nacha werd's grad Zeit sei' für'n Frühshoppen beim „Franziskaner“. Brauchst mi nur hool'n lassen, wannst firti bist!



Zuaß breit bleibt übr'i, was d' sitzen kannst.“

„Nada seh' di halt darwei auf's Etascherl 'nauf, da muach i no net hi. Aber ziaht vorher deine Schau aus, net, daß glei wieder a Dreck auf'n Boden kimmt, balst absteigt.“

„I ziaht mi liaber glei ganz nackt aus und häng' mi an' d' Lampen hi, damit amoi a Ruah is.“

„Naa, d' Lampen werd nacha aa pußt, aber auf's Fensterbrettl darfst di a Weil' hitehen, balst die Füaß aufhänga laßt. Hab' nix dagegen so lang bis i an's Fensterbrettl kimm.“

„Jawoi, und nacha häng' i mi vielleicht an' Kleiberg'stell hi bis Oftern.“

„Freili, daß d' ma dös aa no himachst mit dei'm Gwicht! Ihr Mannsbilder habt's scho gar kooan Waschtehmti net. Jed's Hendl woach, auf welches Stangerl's d'rauf muach, wann ma sein' Stall

mit'm Stöbern!“

„So, zum Starkbier geht! Und firt, i bin grad mit'm Stöbern firti. Dös trifft si guat. I geh' aa mit zum Starkbier.“

„Aha, dös ziaht! Msdann geh'n ma mitananda. Auf geht's!“

„Sa, Dide, guat war er, der Salwata, gehaltvoll und doch leicht. Und jeh' sehen ma ins auf a Bankerl in die Kaffeig-Anlagen. Schau amoi, wia die Bleami's scho aufhickdruckt! Und kooan Staub gibst's da, und kooane Bazillna. Ja, ja, inser Herrgott brauchst halt kooan Staubfauger, der laßt a Frühlinglüstler über d' Welt hi weh'n, und weg is er, der Staub. Und mit Soda brauchst er 'n Zuaßboden aa net abz'leg'n, der stöbert mit Reg'n. Und Platz is aa gnuu da, wo's di hitehen kannst. I sag, wia's is: die Natur is sauberer als wia's best' g'föberts Zimmer!“

•• wenn in München, - dann Deutsches Theater. ••

„Freili, dös is scho wahr, aber schaug amoi, liegt da hint' net a Staniolpapier? Daß die Leut' so unordentlich sel' miassien! Und da bei dein' Quack liegt a Ziehgarnstumm. So gar fauber is' halt in der Natur do aa net.“

„Da ko infer Hertgott nig dafür, we' er's Staniolpapier und die Ziehgarn net selber g'macht hat. Und bal der Mensch d' Matratzen net erfunden hätt', bräuchst er's a net ausklopfa, daß der Staub



zwanz'g Kilometer weit dahinwurt. Zersch hot der Mensch d' Müüch, daß er was erkund't, und nadma muuß er's a no stöbern! Z wui ja net g'rad tag'n, daß der Mensch a Depp is, aber a Haf' hat's besser.“

„Di möcht' i amoi seh'n, wannst nur a Gmüas kriag'n taftl und bei der Nacht in ara Erdhöhl'n schlafsa müüch-taft.“

„No ja, mir san halt scho verzog'n infolge der sellen Zifflisation. Da kannst nig mehr macha.“

„Naa, aber ei'motten muuß i morg'n, damit ins net d' Schab'n in d' Woll-fachen einlikemma.“

„Und i geh' scho in der Freilab' zum Starkbier, damit i net wieder stör.“

„O mei, ös Mannsbilder! Ohne uns wärt's ihr ja scho lang am Staub dasticht und von die Schab'n ausg'fressen!“

Kleine Geschichten aus U. S. A.

Der galanteste Mann von Neuyork

Paul Whiteman ist nicht nur als „Jazz-könig“ von Amerika, sondern auch als „der galanteste Mann von Neuyork“ bekannt. Zu diesem schmeichelhaften Beinamen verhalf ihm — seine überwältigende Körperfülle. Wenn Paul Whiteman in der elektrischen Straßenbahn einer Dame Platz macht, so können sich gleich zwei setzen, ist ein geflügeltes Wort in Neuyork.

Frechdachs

Frechdachs meldet seinen Besuch an.

Die Jose bedauert:

„Die gnädige Frau sitzt im Bad.“

Frechdachs lacht:

„Das macht nichts. Ich kann schwimmen.“

Schwabinger Kurzgeschichte

Diese kurze Geschichte ereignete sich in einer in Schwabing gelegenen Gaststätte, die mit Vorliebe von Künstlern und Literaten besucht wird. Die Preise des Hauses sind, den wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Gäste angemessen, denkbar mäßig. Trotzdem geschah es nicht allzu selten, daß ein Gast genötigt war, sich die auf Speise und Trank entfallende Fache Stunden zu lassen. Der, dem fröhlichen Schwabinger Volk wohlgenegte Wirt, machte von diesen Stunden nicht viel Aufhebens, sondern adierte sie diskret in einem Buch.

Eines Tages durchsteifte ganz Schwabing die Kunde, daß der Maler L. ein Bild verkauft habe. Man nannte einen Preis von eintaufend Mark, manche wollten sogar von vierzehnhundert gehört haben. Selbstverständlich gab der Fall Veranlassung, in der genannten Gaststätte ein größeres Fest zu veranstalten, zu dem L. alle in Betracht kommenden Vertreter des künstlerischen und schreibenden Schwabing einlud. Mehr noch als sonst drängten sich Maler, Bildhauer, Schriftsteller und Kunstgewerbetlerinnen an den Tischen. Als die Zahl der Versammelten etwa auf vierzig gestiegen war, erhob sich L. von

seinem Platz zu einer kurzen Ansprache. Mit tiefer Ergreifenheit, führte er aus, nähme er das große, seinem künstlerischen Erfolg zugewendete Interesse wahr. Wenn auch die, über den Bildverkauf umlaufenden Gerüchte gewisse Übertreibungen enthielten, da der erzielte Kaufpreis nicht vierzehnhundert sondern nur zweiundachtzig Mark betrage, so sei es ihm doch eine wahre Herzensfreude, diese Summe einem mit Speise und Trank wohlbestelltem Festabend zuwenden zu dürfen. Da er ein Freund geordneter Verhältnisse sei, so würde allerdings noch einige, von früher bestehende Rückstände abzugleichen, ehe die Zusammenstellung des Menus rechtlich erfolgen könne. — Hierauf zog sich der Wirt in eine stille Ecke des Sokales zurück, adierte angefrenget in seinem Aufschreibebuch und trat dann mit folgender Erklärung vor den Festgeber: „Herr L. i sag', wia's is: Wann S' no a Zehnel d'raufleg'n, gib's g'rad jwoa Teller Lung' mit Knüdeln.“

Der Abend entwickelte sich trotzdem noch zu einem der rauschendsten Schwabinger Feste, und der Bestzer der Gaststätte adierte neuerdings. A. B.

REISEN
BRINGT GEFAHREN



Schützen Sie sich deshalb durch eine
REISEUNFALL- UND REISEGEPÄCK-
VERSICHERUNG
BILLIGE PRÄMIE / JEDE ZEITDAUER

AGRIPPINA
VERSICHERUNGEN ALLER ART

Landesverwaltungsstelle Bayern: München, Kaulbachstr. 89, Telefon-Nummer 31174 und 32899

Der Nachruf...

In Theodor Fontanes trat in einer Gesellschaft ein aufsteigendes, unbedeutenderes Literat und hat ihn dränglich, ihn doch irgend ein Thema zu nennen, das noch nie von einem Schriftsteller behandelt worden sei. Gerade eine solche Aufgabe reizte ihn ganz besonders...

Fontane sah den Aufredigenden einen Augenblick an und sagte dann: „Versuchen Sie es doch einmal mit Ihrem eigenen Nachruf...“

Bildung

Herrmann Bahre, der vor wenigen Wochen verlebte Dichter, tug bekanntlich einen großen, patriarchalischen Bart. In einer Mündner Buchhandlung geschah es ihm eines Tages, daß er von einer älteren Dame gerodeweg angefallen wurde.

„Nicht wahr?“, fragte sie vertrauensvoll, „Sie sind doch der Dichter Theodor Däubler?“

Herrmann Bahre, halb ärgerlich, halb belustigt über die Verwechslung, sagte: „Ich habe zwar einen großen Bart wie Theodor Däubler, aber ich bin nicht Däubler, sondern Johannes Brahms.“

„Ach ja, richtig“, stimmte ihm die Dame begeistert zu. „Sie haben das bekannte Buch geschrieben... das vielgelesene und interessante Wert, wie heißt es doch gleich?“

„Sie meinen sicherlich Brahms Tierleben“, kam ihr Herrmann Bahre zu Hilfe, nicht ihre freundlich zu und ging rasch mit waldendem Bart von dannen.

Josef Gals



„Mein Gott, wo soll ich jetzt bloß die Ostereier verstecken?“

Tanzschritt

Marion tanzt mit Paul.

Paul möchte Marion allerhand sagen... etwa, daß sie reizend ist... und daß seine Seele die ihre sucht... und daß ihre Herzen auch ohne Musik in gleichem Rhythmus schlagen würden... aber er spricht kein Wort, sondern macht ein unglückliches Gesicht.

„Was haben Sie...?“ fragt Marion endlich und tanzt weiter. „Ach so? Sie können den neuen Tanzschritt noch nicht, den ich tanze, ein Paiezer hat mit ihm geübt, man tanzt ihn auf den Beinen!“

Erst Paul schnell: „Auf Ihren — oder auf meinen...?“ S. T.

Russische Ostern

Lange Zeit vor dem Kriege verkehrte ich bei einer Familie XY. In dieser Familie gab es auch einen dienstbaren Geist, eine Jungfrau, die trotz ihrer hohen Länge nicht eben schön war. Anna hieß sie. Einmal um die Osterzeit kam ich mit einem Bekannten, einem Russen, zu der Familie XY. Mein Bekannter sah Anna, erarbeitete sich ihre, packte sie und küßte sie auf beide Wangen. Warum tun Sie das?“ fragte Anna tödlich erschrocken. „Das ist eine ertrollische Sitte. Wirt in Kurland küssen Ostern jedermann.“ Nach einigen Jahren, die ich fern der Stadt verbracht hatte, traf ich um die Osterzeit Frau XY. Wohin, und dann... wo ist denn Anna?“ — „Ach, die ist nicht hier — die fährt alle Ostern nach Russland.“

Fr. W. Pollin

Darum

Religionsstunde in einer Landchufe. Der Religionslehrer behandelt das Thema „Die heilige Messe“.

„Und nun denkt einmal fest nach, Kinder. Werden im Himmel wohl auch noch heilige Messen gelesen?“

Vonags Schweigen. Endlich meldet sich der Dünmiste der Klasse.

„Nein!“

„Co — warum denn nicht, Ceppl?“

„Weil da keine geistlichen Herren da sind!“

Heidnische Brauch

In der Schule wird über heidnische Osterbräuche gesprochen. „Einige haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Kommt ihr solche?“ fragt der Lehrer. — Früheren meldet sich: „Die Osterjuren.“

Entläuschter Osterhase

Wenn die Hasen Eier legen,
Um die schöne Osterzeit,
Tun sie das nur unsertwegen,
Quasi aus Gefälligkeit.

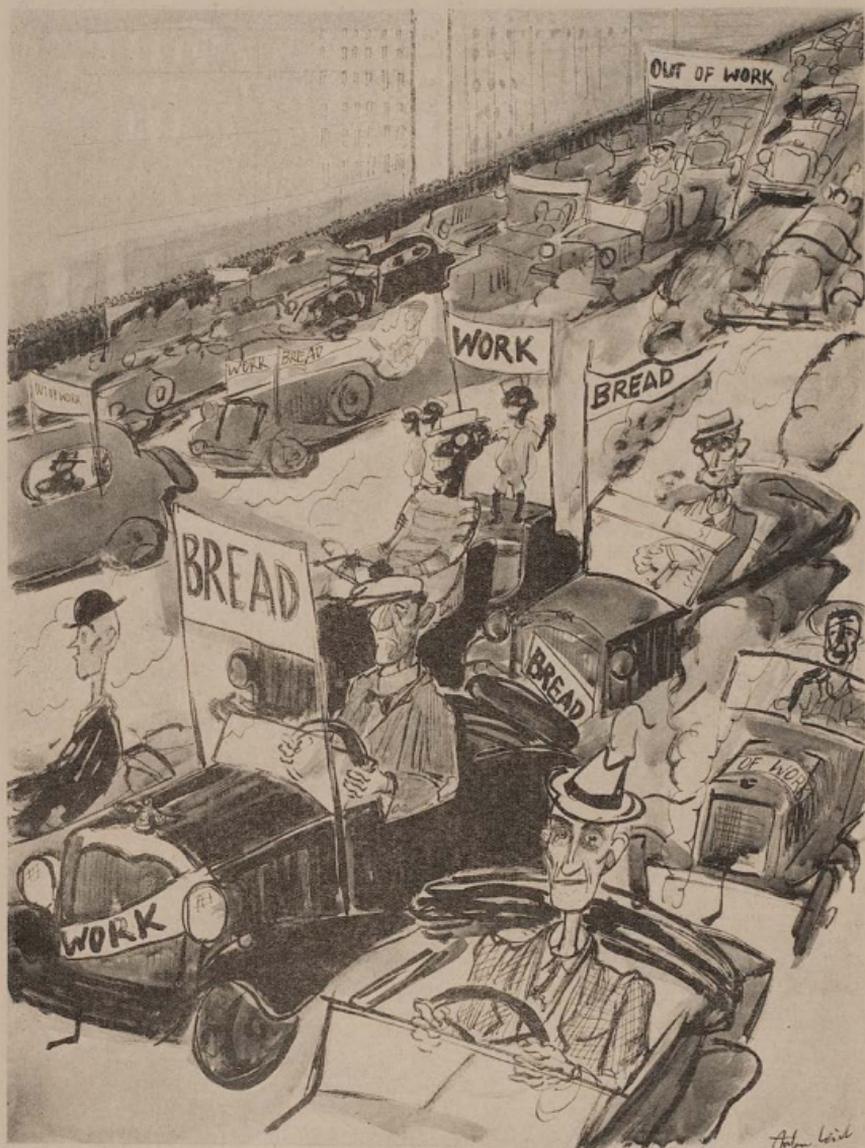
Und ein kleiner Osterhase,
Der sein Quantum brav gelegt,
Witterte mit feiner Nase,
Daß sich wo ein Mensch bewegt!

Und aus seiner Perspektive
Sah er ihm erwartend zu.
Ob er denn nicht endlich riefte:
„Häschen, komm, nun such auch du!“

Aber trotz der Prozeduren
Von gewisser Ähnlichkeit
Schritt der Mensch aus diesen Fluren
Stumm hinweg nach kurzer Zeit.

Und der Has, herbeigehoppelt,
Das vermeinte Ei zu sehen,
Hat sein Tempo gleich verdoppelt,
Der Bescherung zu entgehen!

Und nun hockt er unterm Strauche
Schwer gekränkt und schwört dabel:
„Schluß mit diesem Osterbrauche!
Niemand wieder Oster!“ Ernst Klotz



Hungermarsch in U.S.A.

ABSOLUTE STILLE

„Kinderlein“, bittet die Eheerin, „setz mal ganz, ganz still sein, so still, daß man eine Stecknadel fallen hört!“

„In Du bereichst atemlose Stille. — Nach zwei Minuten aber ruft Fräulein Schmidt ganz aufgeregt: „Stolein! Lassen sie doch endlich mal eine fallen!“

F. S.

AUSDRÜCKE

„Vater, was ist eigentlich ein Junggefelle?“

„Ein unversehrterer Mann.“

„Und wie nennt man dann einen versehrteren Mann?“

„Solche Ausdrücke brauchst du noch nicht wissen.“

Versorge Dein Kind

und Deine Familie durch Abschluß einer Familien-Versicherung bei der größten kontinentalen Gegenwartsanfang.



Gefamaltionen
620 Millionen
Schweizer Franken

Die Anstalt ist seit 1866
in Deutschland eingeführt

Schweizerische Lebensversicherungs- und
Rentenanstalt in Zürich

Niederlassung für das Deutsche Reich, München, Leopoldstraße 8
Telefon 34 257

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

REDAKTIONELLE NOTIZ: KUNSTLER DER „JUGEND“

Von Fritz Herpfer-München, liegt ein umfangreiches graphisches Werk über eine Italienreise vor. Ein Blatt daraus — die berühmte Straße von Lussin piccolo nach Lussin grande, zeigen wir in dieser Nummer. Der Künstler bringt die Bewegtheit des Sujets mit großer Treffsicherheit auf eine klare und eindeutige Formel. Die Landschaft verliert ihren rein topographischen Charakter und erhält ihr spezifisches Gesicht. Bei aller Gegenstandstreue keine konventionelle Arbeit.

Franz Doll-München, gehört bereits zu den Meistern deutscher Graphik der Gegenwart. Ein bodenständiger, lauterer Charakter, erfüllt von Poesie und Heimatliebe, bietet er uns sehr geräumig Zeit vortreffliche Dokumente seiner gesunden und aufrechten Haltung. Ein neuer Wolf Huber oder Hirschvogel — auf alle Fälle ein deutscher Künstler von hoher, sehr hoher Begabung.

Auch in Alfred Vollmar-Ulm lernen wir einen Künstler echten deutschen Gepräges kennen: sein Mädchenbild — ein annütiger Beweis seiner zeichnerischen Möglichkeiten, gemahnt in der Beherrschung der Linien, an die besten Skizzen eines Hans Thoma. Hier findet das Charaktertümliche unserer Kunst seinen Niederschlag, ohne daß irgendein konjunkturelles Moment den gesunden Eindruck beeinträchtigt.

A. W. R.

DEUTSCHEUROPA

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR DIE ERNEUERUNG EUROPAS AUS DEM REICHSGEDANKEN, HERAUSGEGEBEN VON DR. DR. DR. HANS K. E. L. KELLER FÜR DIE DEUTSCHEUROPAISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT

Inhalt des letztverkauften Heftes:

Karl Anton Prinz Rohan: Erziehung zum Reich
Wladimir von Gzowski: Erwachendes Staatsbewußtsein
Stimmen der Zeit
Kampf um Deutscheuropa

Preis des Heftes RM. —,60 • Jahresbezugspreis RM. 2,—
Heft 1 (Alois Dempf, Vergangenheit und Gegenwart des Reichs) kann für RM. 1,—, Heft 2 (Leopold Ziegler, Zehn Leinätze zur Wirtschaft) und Heft 3 (Hans K. E. L. Keller, Die deutsche Idee Völkerrecht) können für je RM. —,60 nachgeliefert werden.

Im Kampfe gegen alle internationalistisch-poneuropäischen Programme bekennt sich die (im Sommer 1931) begründete Deutscheuropäische Arbeitsgemeinschaft zur deutschgeschichtlichen völkisch-übervölkischen Idee des Reiches als Leitgedanke einer Völkerrechtspropaganda auf weiteste Sicht. Ihr Ziel heißt: Geistig gerüstet sein für den Tag, an dem die deutsche Revolution zur europäischen wird.

Im Buchhandel oder unmittelbar vom Kommissionsverlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN

Laßt Blumen sprechen!

Erich Wilke



„Ich tüste ab . . . von Herzen — mit Schmerzen — über die Maßen —
kanns gar nicht lassen — ein wenig — am liebsten gar nicht —!“